

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **111 (1943)**

Heft 37

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

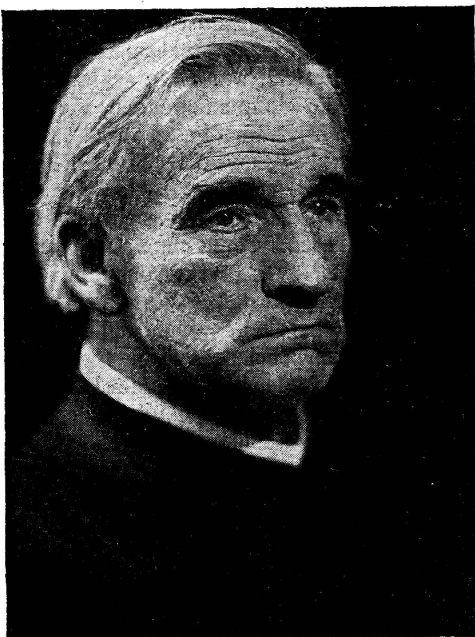
Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 202 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räder & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7—9, Telephon 274 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 16. September 1943

111. Jahrgang • Nr. 37

Inhalts-Verzeichnis. Prälat Josef Beck † — Meinem alten Vikar! — Politische Moral — Die Ausgrabungen von St. Andreas-Cham — Reformiert Einsiedeln — Aus der Praxis, für die Praxis — Totentafel — Kirchen-Chronik — Rezensionen.



Prälat Josef Beck †

Mit dem Tode von Professor Dr. Josef Beck steigt eine der markantesten Gestalten der katholischen Schweiz ins Grab. Die Trauerkunde weckt gerade bei der herrschenden Weltnot wehmütige Gedanken, wie sie auch im Bilde des Verewigten zum Ausdruck kommen, in der durchfurchten Stirn, im sorgenvollen Blick, im fast zornig zusammengepreßten Mund.

Und doch war Professor Beck sonst zeitlebens eine Frohnatur, ein Optimist, der sich nie »unterkriegen« ließ.

Er wurde in die besten Familienverhältnisse hineingeboren am 28. Oktober 1858 als Sohn des Großbauern und

Nationalrats Franz Xaver Beck und seiner Gemahlin, Marie Leu, Tochter des Ratsherrn Josef Leu von Ebersol, des 1845 gemeuchelten Führers der konservativen Luzerner. Zur Zeit der Geburt des Knaben und bis 1871, welches Jahr das konservative Regiment wieder ans Ruder brachte, stand Katholisch-Luzern freilich unter dem Druck einer radikalen Regierung. In den siebziger Jahren brach dann noch der Kulturkampf los. Diese Jugenderlebnisse erklären — von prinzipiellen Gründen abgesehen — die Kampfstellung, die Professor Beck zeitlebens gegen den Liberalismus in all seinen Erscheinungen eingenommen hat.

Nach Absolvierung der humanistischen Studien in Einsiedeln, wo besonders P. Rektor Kühne, Professor der Philosophie, auf den Schüler einen bleibenden Einfluß ausübte, und an der Luzerner Kantonsschule, wandte sich Beck dem Studium der Theologie zu. Zuerst an der damaligen Luzerner Theologischen Lehranstalt als Externer. Dann zog er nach Innsbruck, an dessen weltberühmter Theologischen Fakultät er sich den Doktor der Theologie erwarb. Das dortige internationale Konvikt, die hervorragenden Lehrer — die P.P. Jung, Jungmann, Duzer, Stentrup, Hurter u. a., — von denen er allerlei Anekdoten zu erzählen wußte, und die reizvolle altösterreichische Umwelt haben es ihm angetan. Ein Jahr in Löwen weitete noch den Blick. Zu Innsbruck empfing er im Jahre 1884 die hl. Priesterweihe.

Der junge Gelehrte, durch Naturanlage ganz aufs Praktische, auf »Lebenstheologie«, eingestellt, fand sich an seinem ersten und einzigen Seelsorgsposten, einem Vikariat an der St. Klara-Kirche in Basel, sofort zurecht. Dazu trug sein Prinzipal, der bekannte Diaspora-Pfarrer Burkard Jurt, selber ein gebürtiger Luzerner, durch seine patriarchalischen Seelsorgsmethoden das Seinige bei. Von dieser ersten heroischen Zeit von Katholisch-Basel berichtete Professor Beck in gemüthlicher Stunde auch mit Vorliebe. Das Basler Vikariat (1885—88) war aber zugleich für die soziale und sozialpolitische Orientierung Becks von entscheidender Bedeutung: hier schloß er Lebensfreundschaft mit Dr. Ernst Feigenwinter, dem hervorragenden Juristen und Volkswirtschaftler. Dieser brachte ihn mit Dr. Kaspar Decurtins in engere Beziehungen.

Damit war das Triumvirat gebildet, dessen ragende Gestalten jahrzehntelang eine führende Stellung im Leben der Schweizerkatholiken einnahmen, zu denen besonders die Jungen voll Begeisterung und Verehrung aufblickten. Die ideale Priestergestalt des jungen Seelsorgers, wie sie am Zentralfest des St. V. von 1886 erschien, schildert ein Teilnehmer — J.-B. Mondada —: »Taille élancée, tête aux traits énergiques, encadrée d'une chevelure noire aux boucles rebelles, les yeux brillants. . . .« Es war ja auch die Zeit des Pontifikats eines Leo des Dreizehnten, auf dessen Enzyklika »Rerum novarum«, die 1891 erschien, einer der drei, Decurtins, sogar einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben soll, jene Zeit, wo der Geist der Ketteler, Vogelsang, La Tour du Pin, de Mun, Albert-Maria Weiß, Toniolo wehte. Eine neue katholische Sozialwelt schien sich am Horizont abzuzeichnen. Wie viel ist davon leider verweht worden!

Der junge Priester zeigte ein ausgesprochenes Talent für die Seelsorge, für die er zeitlebens eine große Liebe hegte.

Sein Lebensberuf sollte aber das Lehramt werden. 1888 wurde er von Bischof Leonhard Haas als Subregens und Professor der Moral und Pastoral und überdies des Alten Testamentes an die damalige Theologische Lehranstalt in Luzern berufen. Regens war Dr. Franz Segesser von Brunegg, eine ganz andere Natur als der stürmische, noch unvergorene Heißsporn, der bald an eine Neugründung, das Konvikt Bellevue, jetziges Institut St. Agnes, für die Studenten der Kantonsschule ging. Es ging jedoch nicht so glatt vonstatten. Obgleich ganz mit dem Luzerner Land verwachsen, ergriff der Seminarprofessor auch deshalb nicht ungern die ehrenvolle Berufung als Professor der Pastoral an die Universität Freiburg, die von seiten ihres Gründers, Georges Python, 1891 an ihn erging, wohl auf Vorschlag Decurtins', der damals »Reisender in Professoren« für die junge Hochschule war. Es eröffnete sich damit dem jungen Professor das weite Arbeitsfeld und die beherrschende Stellung im schweizerischen Katholizismus, wo er Jahrzehnte bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1934 seine große Persönlichkeit zur vollen Entfaltung und Auswirkung gebracht hat. Die Theologische Fakultät von Freiburg besaß in Prof. Dr. Beck einen ihrer frequentiertesten und populärsten Dozenten. Besonders den deutschschweizerischen Klerus zog es zu Füßen des beliebten Lehrers; ganze Generationen von Seelsorgern sind durch ihn für eine im besten Sinn moderne Seelsorge herangebildet und begeistert worden. Professor Beck war es vor allem, der die Verbindung der Universität mit der deutschen Schweiz herstellte und hegte. Seine Kollegien zeichneten sich durch eine lebensnahe, solide Doktrin aus. Die theologische Spekulation überließ er mehr seinen thomistischen Kollegen. In der Betreuung der Studenten auch außer dem Hörsaal lag vielleicht eine der wertvollsten Seiten seiner Wirksamkeit. Im Schweizerischen Studentenverein war er führend, stets den jungen Leuten den Weg katholischer Grundsätzlichkeit weisend, obgleich er nie ein Spielverderber war und für studentische Fröhlichkeit eine sprudelnde Ader besaß. Er hat viele Studentenexerzitien gehalten und war der beliebte Beichtvater im Freiburger Kolleg St-Michel.

Mgr. Beck war auch einer der Gründer des Theologenkonvikts »Salesianum«, und dessen Regens von 1907—1912; darauf jahrelang sein Spiritual. Ihm ist auch die Gründung der Académie Ste-Croix zu verdanken, die er unter Mithilfe seiner Schwester, Sr. Paula, Generaloberin der Menzinger Schwesternkongregation, zu einem kantonalen Mädchen-gymnasium ausbaute. Eine zweite Anstalt, die ihm sehr am Herzen lag, war die Freiburger Knabenerziehungsanstalt

»Gauglera«. Eine andere Schwester, Sr. Theresia, die vor kurzem noch Oberin des Instituts war, half als damalige Generaloberin von Ingenbühl wirksam zur Reorganisation der Anstalt mit. Noch viel tiefer und umfassender war die mehr private Tätigkeit Professor Becks für die Jugend, ja für alle Bedrängten und Enterbten. Persönlich bedürfnislos, half er den Studenten und allen Bedürftigen mit Wort und Tat. Wohl um diese großartige Wohltätigkeit zu ermöglichen und zu fördern, hat er nie einen eigenen Haushalt geführt. Zuerst wohnte er in der Pension des Chanoine Tschopp, die er nach dessen Tod selber präsiidierte, und dann bis zu seinem Lebensende im »Salesianum«. Einen großen Teil seines Privatvermögens verwandte er für die »Stiftung Prof. Beck«, zur Finanzierung der Professur für Pastoral an der Theologischen Fakultät. In den letzten Lebensjahren nach seiner Resignation als Professor wirkte er überaus segensreich als Aumônier des Kantonsspitals.

Wodurch aber Professor Beck eine Persönlichkeit von schweizerischem Ausmaß wurde und selbst über die Schweizer-grenzen hinaus bekannt ist, das war sein Wirken als Politiker und Sozialpolitiker. Als Erbe des »Leuenblutes« und der Sonderbund- und Kulturkampfergebnisse besaß er eine edle Leidenschaft für die Politik als Sorge und Kampf um die religiösen und sittlichen Güter im öffentlichen Leben. Es gab seit den neunziger Jahren wohl keine solchen Fragen und Kämpfe, in denen er nicht in Wort und Schrift Stellung genommen und öfters sogar entscheidend eingegriffen hätte. Er war da ein »vir potens verbo et opere«. Als Volks-tribun in Volksversammlungen war er in seinem Element. Es sei nur erinnert an die Hauptkampagnen, die er allein oder im Verein mit andern Kämpfen geführt und öfters siegreich beendet hat: gegen die »Lex Forrer« und die dadurch angestrebte Verstaatlichung der Kranken- und Unfallversicherung, gegen das Schulprogramm Wettstein, das den eidgenössischen Schulvogt wieder einzuschmuggeln versuchte, gegen die sog. Maturitätsreform und für das humanistische Gymnasium, gegen eine sozialistische Vorherrschaft in der Schweiz, gegen den Völkerbund, wobei freilich seine Befürchtungen sich nicht bewahrheiteten, aber ebenso wenig die optimistischen Erwartungen der Freunde des Bundes; gegen die sog. »Freimaurer-Initiative«, wo Beck jedenfalls contre coeur taktischen Erwägungen nachgab; zuletzt noch gegen gewisse Artikel des neuen Eidgen. Strafrechtes und gegen die Zentralisierung und Uebertreibung des militärischen Vorunterrichtes. Als Politiker stritt er stets für den Föderalismus und gegen den Etatismus. Er war überzeugter Demokrat oder, was besser und wesentlicher ist, Volksfreund. Die Demokratie hinderte ihn nicht, für den genialen Diktator Georges Python einzutreten und einer seiner treuesten Paladine zu sein. Er genoß deshalb auch beim konservativen Freiburgervolk eine große Popularität und sein Einfluß machte sich selbst bis in weite konservativ-gläubige protestantische Kreise geltend. — Bei all diesen Kämpfen ging es freilich nicht immer zart zu. Er war ein Feind der »Beschwichtigungshofräte« und der grundsätzlichen Kompromißpolitiker. Aber seine im Grund gutmütige Natur und sein herzliches Wohlwollen für alle im Geist echter christlicher Nächstenliebe versöhnte und gewann schließlich auch den ehrlichen Gegner.

Ein eigenes Kapitel wäre noch Becks Stellung zu inner-katholischen Bewegungen. Mit Decurtins zusammen hatte er die Organisation der »Katholischen Männer- und Arbeitervereine« geschaffen, die anfänglich sehr gut wirkten und besser als die späteren »Katholischen Volksvereine« die katholische Männerwelt zusammenführten. Schließlich mußten sie

dem Katholischen Volksverein weichen, was nicht ohne Auseinandersetzungen erfolgte. Wohl zu optimistisch war die Meinung, die Beck mit Decurtins teilte, ein Zusammengehen mit den Sozialisten in rein wirtschaftlichen Fragen sei möglich und begrüßenswert. Mit seiner hinreißenden Beredsamkeit gelang es zwar Decurtins, die Sozialisten an einem Arbeiterkongreß in Zürich die »Rerum novarum« bejubeln zu lassen, aber dabei blieb es auch. Die Christlichsozialen gingen dann eigene Wege und trieben unter Can. Jung, Mgr. Scheiwiler, Redaktor Baumberger etc. mehr praktische katholische Sozialpolitik. Im Modernismus-Streit stand Prof. Beck entschieden auf Seite des kirchlichen Lehramtes. Der Hl. Vater verlieh ihm 1927 die Würde eines päpstlichen Hausprälaten.

In diesem Zusammenhang ist auch der schriftstellerischen Tätigkeit des Professors und Politikers zu gedenken. Er hatte ein ausgesprochenes Talent zu populärer Journalistik. Schon als Vikar war er eifriger Mitarbeiter am »Basler Volksblatt«, damals ein führendes Ideenblatt. In »Vaterland« und »Freiburger Nachrichten« schrieb er unzählige Artikel über grundsätzliche und Tagesfragen. Er war auch einer der treuesten und hochgeschätzten Korrespon-

denten der »Schweiz. Kirchenzeitung«, deren Bedeutung er wie wenige achtete. Köstlich sind die Artikel, die er in den Zürcher Diaspora- und in den Freiburger Kalender schrieb. Er erinnert da an einen von Ah, dessen Predigten er herausgab, und einen Ueli Dürrenmatt. Mehrere Jahre führte er die Redaktion der wissenschaftlich hochstehenden, leider später doch eingegangenen »Monatsschrift für christliche Sozialreform«.

Das Schönste an Professor Beck war aber seine priesterliche, kirchliche Gesinnung, seine männliche Frömmigkeit. Wie herzlich konnte er selbst den Erstkommunikanten Exerzitien geben! Wenn es sich um das Heil der Seelen handelte, war er zu jedem Opfer bereit.

So haben sie im Familiengrab auf dem Dägerstein in seinem »wunderlieblichen Heimatstädtchen Sursee«, wie es Staatsschreiber Bernhard Meyer (1811—1874) in seinen »Erlebnissen«, einem Lieblingsbuch des Verewigten, nennt, einen guten Mann begraben. Im heutigen furchtbaren Zeitgeschehen, wo höchste katholische Güter schon vernichtet oder gefährdet sind, ein doppelt schwerer Verlust, eine geborstene Säule. Möge Gott der katholischen Schweiz neue Streiter in die gerissene Bresche führen!
V. v. E.

Meinem alten Vikar!

Schon mehrere Jahre sind verflossen, seitdem er auf einen andern, fernen Seelsorgsposten berufen wurde. In aller Stille ist er fortgezogen und hat jedes Abschiednehmen gemieden, so wie er vier Jahre lang in meiner Pfarrei gewirkt: still und doch an allen Aufgaben beteiligt und für die ganze Pfarrei interessiert und von der ganzen Pfarrei geschätzt. Er lebt und wirkt seitdem irgendwo in einer Landpfarrei als eifriger Kaplan. Er weiß nicht, daß ich ihm bei Lebzeiten einen Nachruf schreibe. Wenn er die »Kirchenzeitung« liest, kommt er vielleicht auf den Gedanken, daß er auch dieser Vikar sein könnte, daß er sich wenigstens immer bestrebt habe, ein solcher Vikar zu sein. Wenn ich ihm diese Zeilen widme, tue ich es also nicht, um meinem Freund zu schmeicheln, denn durch Schmeicheleien ließ er sich nie imponieren. Ich tue es, um ihm noch einmal zu danken und um den Neupriestern, die in den Weinberg des Herrn eintraten, einige charakteristische Züge von einem wirklich gelebten Vikarsleben aufzuzeigen.

Als mir der Vikar durch das bischöfliche Ordinariat zugewiesen wurde, haben es mir mehrere Amtsbrüder schwer gemacht; sie sagten, er passe nicht zu mir, er sei zu wenig aktiv, er sei ängstlich und kränklich. Wie sehr täuschen sich auch Priester in Beurteilung von Amtsbrüdern! Wie herrlich entwickelt sich der gesunde Baum, wenn er in das ihm entsprechende Erdreich verpflanzt wird! Wie weise leitet die göttliche Vorsehung unsere Geschicke über alle menschlichen Berechnungen hinweg!

Mit sicherem Auge, mit kühnem Unternehmungsgeist und erstaunlicher Arbeitskraft begann mein Vikar die Arbeit. Das erste, was mir auffiel, war: der Vikar betont bei allen Unternehmungen immer das Religiöse. Mit den Seelsorgsmitteln unserer Zeit suchte er das ihm übertragene Arbeitsfeld zu verchristlichen. Allem, was er unternahm, was er mit Laien besprach, wollte er die religiöse Note aufdrücken. Dieses feste Ziel gab seinem Handeln Einheit und klare Linie. Ob er etwas tat in den Vereinen, in der Schule, für die heranwachsende Jugend, für die Verschönerung des Gottesdienstes, für die Erhaltung des guten Alten und für das gute

Neue — bei allem war die letzte Triebfeder immer das Religiöse.

Dieses religiöse Wirken floß aus einer gut gespeisten Quelle: aus seiner eigenen gesunden Frömmigkeit, die in der Hochschätzung des offiziellen Gottesdienstes, der hl. Messe, des Breviergebetes und der ganzen Liturgie begründet war. Das hl. Opfer war ihm mehr als jedes große Weltereignis; »nullum aliud opus adeo sanctum et divinum«, wie das hl. Konzil von Trient lehrt. Wenn er der hl. Messe eines andern Priesters beiwohnte, hielt er das Missale vor sich aufgeschlagen und feierte die hl. Messe mit, und wenn ein Choralamt war, sang auch er mit und antwortete dem Priester.

Nächst dem hl. Opfer galt sein religiöses Leben dem Brevier, das er zur rechten Zeit und oft in der Kirche betete, wenn möglich, die einzelnen Tagzeiten den Zeiten des Tages entsprechend. Das Brevier war ihm nicht eine Last, sondern eine Erholung, ein Buch voll Abwechslung, das wunderbar das hl. Meßopfer umrahmt, Jahr für Jahr uns die Geheimnisse der Erlösung miterleben läßt und das Gnadenleben neu erweckt.

Diese Quellen wahrer Frömmigkeit suchte der Vikar mit eiserner Konsequenz auch dem Volke zu erschließen, den Vereinen, die er betreute, der Jungmannschaft, der Jungwacht, den Ministranten. Alle Monate hielt er mit den Jünglingen eine Missa recitata. Da blieb er standhaft, wenn es auch nicht an Jünglingen fehlte, welche ihm diese Art Monatskommunion als unpopulär und unpraktisch ausreden wollten. Mit den Kindern in der Schule, den Jünglingen und Jungfrauen in der Kongregation und mit dem ganzen Volke übte er die Choralmissen und für die höheren Feste die lateinische Vesper ein.

Aufgefallen ist mir an meinem Vikar sodann ein zweites: eine gute Bildung, ein allseitiges Bewandertsein. Das zeigte sich in der geistreichen und doch populären Art, wie er predigte. Mir war jede seiner Predigten ein Hochgenuß, wirklich eine Originalleistung, die nirgends gedruckt zu finden war, sondern individuell und der Pfarrei und ihren Bedürfnissen angepaßt, belegt mit Beispielen aus dem Leben der Pfarreibewohner und aus Berg und Tal des Pfarreigebietes. Ein Primarlehrer sagte mir einmal ganz unvermit-

telt: »Der Vikar macht die Predigten selber, das merkt man ihnen an.«

Der Vikar zeigte gute literarische Schulung. Für die Vereine und für den Pfarreiabend wählte er nur die besten Theaterstücke aus. Er schaute nicht darauf: was gefällt dem Publikum, sondern, was nützt dem Publikum, was bildet das Publikum. Zum Einüben der Theaterstücke mußte ich nicht unter den Laien einen Theaterregisseur erbitten, das machte der Vikar tadellos und taktvoll. Der Vikar war ein Feind von allem Kitsch, in Bild und Schrift. Ein gerechter Zorn kam über ihn, wenn er in Bauernstuben kitschige Bilder aufgehängt und süßliche Gipsfiguren aufgestellt fand, wenn städtischer Firlefanz in Bauernhäuser verpflanzt wurde. Da hielt er mit scharfer und träfer Kritik nicht zurück. Er ging den Geschäften des Dorfes nach, um sie zu bewegen, nur gute Ware feilzubieten, auch auf die Gefahr hin, daß sie zuerst nicht gekauft würde.

Der dritte Charakterzug an meinem Vikar, wofür ich ihm mein Lebtag danke, das ist die goldene Treue, die er seinem nächsten Vorgesetzten, dem Pfarrer, immer bewiesen und unter Opfern und Schwierigkeiten gehalten hat. Viele von uns erinnern sich noch, mit welcher Wärme jeweiligen Regens Scherer zu uns Alumnus von dieser Treue gesprochen hat. Er sagte ungefähr so: »Arbeitet in Harmonie zusammen mit eurem Vorgesetzten, mit eurem Pfarrer! Es ist für einen jungen Priester sehr leicht, die Sympathie des Volkes zu gewinnen und gerühmt zu werden. Aber mit dem Liebsein und Gerühmtwerden ist es nicht gemacht. Das trägt auch den Segen Gottes noch nicht ein. Aber, was euch Segen bringt fürs spätere Priesterleben, ist die Beobachtung des vierten Gebotes Gottes. Ihr predigt es den Kindern. Haltet es selber auch gewissenhaft, seid eurem Pfarrer treu! Wenn ihr ein paar Jahre als junge Herren in einer Pfarrei gewirkt habt und dann diese Pfarrei einmal verlasst und mir erzählt, wie viele Leute bei eurem Abschied geweint haben, so heißt das noch gar nichts. Aber dann schenke ich euch meine Hochachtung und Verehrung, wenn ich höre, daß es dem Pfarrer leid tat um euren Wegzug.« So sprach jeweiligen Regens Scherer zu uns.

Als der Vikar fortzog, da hat sein Pfarrer tatsächlich getrauert. Denn der Vikar stand treu zum Pfarrer. Er suchte nie sich selber, seine eigene Popularität. Er hatte den Mut, auch unpopulär zu sein, indem er immer den Pfarrer deckte und die Sorgen und Leiden des Pfarrers zu den seinigen machte. Wenn er Uebelstände in der Pfarrei bemerkte, trug er sie nicht kritisierend dem Pfarrer zu, sondern er selber tadelte mit scharfen Worten in der Sonntagspredigt die Uebelstände: Sonntagsentheiligung, schlechtes Betragen auf den Emporen, kirchenfeindliche Zeitungen, neutrale Illustrierte. Nach mancher solchen Predigt habe ich dem Vikar die Hand gedrückt und ihm ohne viel Worte »Vergelt's Gott« gesagt. Es gibt eben Dinge, die ein Vikar oder Kaplan auf der Kanzel besser sagen kann als der Pfarrer. Und es gibt Dinge, die auch der Vikar oder Kaplan zur Unterstützung des Pfarrers sagen muß, nicht bloß der Pfarrer. Mein Vikar hat solche Pflichten und Situationen immer erkannt. Wenn ihm daraus Schwierigkeiten entstanden, ist natürlich der Pfarrer mit seiner Autorität vorgetreten und hat den Vikar gedeckt.

Immer hat der Vikar die Einheit der Pfarrei betont und für die Einheit der Pfarrei gewirkt. Er wußte, daß es leichter ist zu zerstreuen als zu sammeln. Er wollte sammeln. Die Vereine waren ihm nicht Selbstzweck. Er wollte mit ihnen nur der Pfarrei dienen. Die Ministranten wollte er nicht für sich erziehen, sondern für den Gottesdienst.

Mein Vikar machte auch keine Privatbesuche, die nicht mit der Pastoration zusammenhängen. Bei Privatbesuchen liegt immer die Gefahr nahe, daß der Vikar kritisiert und nach Beifall abtastet. Die Leute haben dafür eine feine Nase. Sie merken sofort, daß zwischen Pfarrer und Vikar etwas nicht stimmt. Sie haben nicht den Mut, dem Vikar zu widersprechen. Aber sie verurteilen ihn im Innern und nachher unter sich. Trotz ihrer schönen Worte sind sie dem Vikar so wenig treu wie dieser dem Pfarrer. Wer trägt den Schaden davon? Beide, der Pfarrer und der Vikar; am meisten aber die Seelsorge.

Mein Vikar war ein tief religiöser Priester, ein feinbildeter Mensch, dem Pfarrer ein treuer Helfer und Freund. Möge er, weil er das vierte Gebot Gottes gehalten, an sich selber den Segen des vierten Gebotes erfahren! Möge er unter den Neupriestern recht viele Nachahmer finden!

Pastor.

Politische Moral

IV.

Angesichts mancher Erscheinungen menschlicher Gebrechlichkeit könnte man versucht sein, die Parteipolitik und damit die Parteien als ein notwendiges Uebel der Demokratie anzusehen. Ihre Notwendigkeit dürfte größer sein als das unausbleibliche Uebel erblicher Belastung. Die Demokratie bedingt das freie Spiel der Kräfte, damit eine politische Willensbildung zustande kommt. Nun wäre es an sich denkbar, daß z. B. bei Abstimmungen ohne Parteien, bloß durch die Presse, das Für und Wider einer Vorlage genügend dargetan werden könnte, um den Abstimmenden eine Urteilsbildung zu ermöglichen. Dabei ist aber abgesehen von der grundsätzlich wie tatsächlich verschiedenen beantworteten Frage: wer trägt die Presse? Die Presse ist doch tatsächlich weitgehendst Parteipresse. Wie es eine politische Moral gibt, so gibt es auch eine journalistische Moral! Für Wahlen jedoch würde eine direkte Demokratie ohne parteipolitische Mittelinstanzen eine Unmöglichkeit bedeuten. Eine Vertretung und Organisation in parteipolitischen Vereinigungen drängt sich geradezu auf zur Wahrung und Durchsetzung eines individuellen politischen Willens. Der einzelne Bürger sucht Gleichgesinnte, mit denen er sich zusammenschließt. Es werden verschiedene, aber nicht gerade sehr viele politische Generalnennungen möglich sein, welche die einzelnen politischen Willensäußerungen sammeln und vertreten: je größer die Qualität und Quantität, desto besser. Auch der Grund, daß der »Souverän« erleuchtet, beraten und geführt werden muß, führt zur Parteibildung. Ebenso bedingt die vielgestaltige Beanspruchung des politischen Alltages die Parteienbildung, da nicht alle Bürger in der Lage sind, so dabei zu sein, wie es die Sache verlangt. An ihrer Stelle und in ihrem Auftrage tun das beauftragte Vertrauensleute, mit denen die Verbindung aufrecht erhalten wird in gelegentlichen ordentlichen und außerordentlichen parteipolitischen Zusammenkünften. So stellt sich nicht nur für den einzelnen Bürger und für Behördenmitglieder, sondern auch für deren Zwischen- und Bindeglieder, die politischen Parteien und die Parteifunktionäre, das Problem der politischen Moral, wegen dem Auftrag, den sie ausüben und den Möglichkeiten, die sie in Händen haben.

Es ist (oder es sollte wenigstens so sein!) jedem Katholiken ganz klar, daß seine christliche Weltanschauung auch für das staatliche und öffentliche Leben Gültigkeit hat und Geltung beansprucht. Die politische Moral erlaubt es daher nicht, eine Politik zu treiben, welche davon absieht oder gar dagegen handelt. Der laizistische Staat und die laizistische

Politik ist eine Brückierung des christlichen Bürgers und eine Verhöhnung seiner bürgerlichen und politischen Rechte und Pflichten. Staat und Politik haben weltanschaulich geprägte Belange, zu denen nolens volens Stellung bezogen werden muß, denen gegenüber eine Neutralität unmöglich ist. Die Politik ist weltanschaulich nie neutral, gleichwie selbstverständlich eine laizistische Politik nie neutral ist. Kaum irgendwo anders erfüllt sich so frappant wie an der Politik das Herrenwort: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich (Mt. 12, 30). Wer weltanschauliche, religiös-kirchliche Belange und Faktoren in Staat und Politik nicht kennt und anerkennt, der handelt schon gegen sein Gewissen! Die versuchte Neutralität könnte allenfalls auf den Verzicht einer Stellungnahme hinauslaufen, eine Politik der Halbheit, die wichtigste politische Pflichterfüllung unterlassen würde, eine Charakterlosigkeit, welche das Religionsbekenntnis aus Staat, Politik und öffentlichem Leben ausschalten würde.

Die religiös-kirchlichen Belange sind die entscheidenden, ausschlaggebenden Werte des menschlichen Lebens. Es ist deshalb eine Selbstverständlichkeit, daß sich die politische Organisation der Katholiken auf dem Boden ihrer Weltanschauung vollzieht. Was nicht weltanschaulich auf diesem Boden steht, kommt als politische Möglichkeit für einen Katholiken nicht in Frage. Mit diesem Maßstabe muß er, wenn er politisch nach seinem Gewissen tätig sein will, die politischen Parteien messen. Sachlich ist damit die Konfession, das katholische Christentum, als Grundlage und Voraussetzung der politischen Betätigung erklärt, d. h. es wird eine Politik vertreten, welche die naturrechtlichen und christlichen Belange anerkennt. Der Name tut da wenig zur Sache. Ein Schreckgespenst spezifisch katholischer Politik mit Spitze gegen andere Konfessionen ist damit nicht zu befürchten. In einem paritätischen Staate wird nur die Forderung nach freier Entfaltung eine spezifisch katholische Forderung sein, die aber jede Konfession für sich stellt. Naturrechtliche oder christliche Belange sind keine spezifisch katholische Forderungen. Sie können auch von Nichtkatholiken unterstützt werden. Darin dürfte die Erscheinung erklärt sein, daß Katholiken und Nichtkatholiken sich in einer gleichen parteipolitischen Organisation finden. Es wird allerdings zu beachten sein, daß außerhalb der katholischen Weltanschauung naturrechtliche oder auch gemeinchristliche Belange nicht immer respektiert werden, selbst nicht von protestantischer Seite. Ihre Vertretung in der Öffentlichkeit bekommt so einen katholischen Anstrich, den sie an sich nicht hat. Man denke z. B. an Abortus, Ehescheidung usw.

Innerhalb des weltanschaulichen Bereiches ist an sich Spielraum für verschiedene Parteimöglichkeiten. Ob die grundsätzliche Möglichkeit tatsächlich wird, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Gerade wünschbar und ideal ist eine Zersplitterung keinesfalls, sie müßte so oder so auf eine Schwächung der geschlossenen Vertretung weltanschaulicher Belange hinauslaufen. An sich ist es denkbar, daß die katholische Arbeiterschaft, die katholische Bauernschaft usw. eigene Parteien auf der gleichen weltanschaulichen Grundlage bilden. Je nach Vorherrschen eines Standes in einem politischen Einzugs- und Tätigkeitsgebiet wird ja die Sammlungssparole verschieden lauten können und eine Akzentverschiebung ergeben. Wirtschaftliche Standes- und Klasseninteressen würden damit in den Vordergrund treten und eventuell einer Parteiengründung zu Gevatter stehen unbeschadet weltanschaulicher Gemeinschaft. Wirtschaftliche Interessen sind begreifliche, aber nicht durchwegs erfreuliche Faktoren politischen Zusammenschlusses nach dem bekannten Satz: Primum vivere, deinde philosophari! Wirtschafts-

politik ist jedoch kein Generalnenner der Politik überhaupt, wenigstens nicht für einen katholischen Bürger. Gegensätze in wirtschaftspolitischen Fragen sind möglich und wahrscheinlich, sie können auch abfärben auf die Kulturpolitik, wäre es auch nur im Ressentiment wegen nicht verwirklichter wirtschaftlicher Wünsche und Forderungen. Selbst innerhalb einer weltanschaulich einheitlich geschlossenen Partei, welche verschiedene wirtschaftliche Interessengruppen in sich vereinigt, machen sich diese zentrifugalen Kräfte geltend. Es gilt, die verschiedenen Interessen miteinander zu versöhnen in einem echten gegenseitigen Verstehen und Entgegenkommen, im Dienste des Gemeinwohles und des weltanschaulich einigenden und höheren Gedankens. Eine Spaltung ist nur dann zu befürchten, wenn der wirtschaftliche Egoismus der einen Seite die berechtigten wirtschaftlichen Forderungen der anderen Seite nicht gelten läßt. Die beati possidentes dürfen nicht im Namen der Weltanschauung Geschäfte machen wollen auf Kosten der wirtschaftlich Schwächeren. Weltanschaulich fundierte Politik verlangt auch wirtschaftliche Opfer

Ein Blick, welcher Ideal und Wirklichkeit vergleicht, kann aus der Geschichte der Parteipolitik eine Bestätigung dieser Ueberlegungen finden. Der schweizerische Katholizismus ist politisch nicht einheitlich organisiert, weder im Bunde noch in den Kantonen, wenn auch die Verhältniszahlen verschieden sind und das nie zu erreichende Optimum sehr verschieden visiert wird. Die politische Geschichte wird so zu einer Mahnung an verpaßte Gelegenheiten und zu einer Gewissensforschung über nicht erfüllte wirtschafts- und sozialpolitische Pflichten. Die weltanschauliche Geschlossenheit und Parteieninheit ist auch ein Opfer wert. Die Einheitspartei der katholischen Bürger kann sich besonders dort nahelegen, wo die übrigen politischen Parteien abweichende oder gar gegensätzliche Auffassungen vertreten. Mit um so größerer Berechtigung darf auf eine Parteieninheit der katholischen Bürger hingearbeitet und darf dieselbe im Namen höherer Werte urgiert werden, je mehr auch den niederen wirtschaftspolitischen Werten entsprochen wird.

Ueberblicken wir nun die politischen Parteien der Schweiz, dann stellt sich für den katholischen Staatsbürger die Frage, welcher dieser Parteien er sich anschließen kann. Zur Beantwortung dieser Frage werden die Parteiprogramme wie die Parteigeschichte heranzuziehen sein. Es ist auch nicht unerheblich, die führenden Männer einer Partei ins Auge zu fassen, wie sie die Programme verstehen und durchführen. Das Kriterium, ob eine bestimmte Partei für einen katholischen Staatsbürger in Frage kommt, liegt darin, ob die Partei alles enthält und vertritt, was man von der Politik unseres Geistes verlangen muß, und nichts enthalte und vertrete, was unseren Auffassungen grundsätzlich widerspricht. Je nachdem ergibt sich eine größere Nähe oder Ferne einer Partei zur idealen Politik. Wer den Kommunismus, den Sozialismus, den radikalen oder gemäßigten Liberalismus usw. mit diesem Kriterium mißt, wird sicherlich feststellen, daß sie nicht auf einer Linie liegen in bezug auf das, was sie weltanschaulich gelten lassen im öffentlichen staatlichen Leben. An der Tonstärke, womit von »politischem Katholizismus, von politisierender Kirche, politisierendem Klerus« gesprochen und dieser abgelehnt wird, kann diese größere oder geringere Ferne festgestellt werden. Das ist immer ein klarer Beweis dafür, daß ein mehr oder weniger großer weltanschaulicher Gegensatz politisch offenbar wird, aber möglichst einem katholischen Bürger nicht zum Bewußtsein kommen darf, weil er sonst der Stimme seines Gewissens folgen und der betreffenden politischen Partei die Gefolgschaft versagen könnte. Gewisse politische Parteien

wissen ganz genau um ihre Gegensätzlichkeit zu religiös-kirchlichen Auffassungen, verstehen sie aber zeitweilig zu tarnen, um katholische Stimmbürger nicht kopfscheu zu machen. Da wird nicht immer klar Farbe bekannt und an gut gestellten Kulissen herrscht kein Mangel.

Die Kirche macht keine Parteipolitik, das ist nicht ihre Aufgabe. Begreiflicher Weise begrüßt sie jedoch und fördert die weltanschaulich ausgerichtete einheitliche politische Sammlung ihrer Gläubigen. Wie der Staat in seinem Bereiche souverän ist, so ist in einer Demokratie in einem gewissen Sinne die Parteipolitik souverän. Katholiken üben in ihrer politischen Tätigkeit ein Bürgerrecht aus und erfüllen eine Bürgerpflicht auf eigene Verantwortung, die ihnen die Kirche nicht abnimmt und nicht abnehmen kann. Es gibt keine politische Unfehlbarkeit für eine katholische Politik. Selbst wenn katholische Politiker nach bestem Wissen und Gewissen tätig sind, können Irrtümer, Mißgriffe und Fehler vorkommen. Sie werden bei katholischen Politikern nicht häufiger sein oder gravierender als bei anderen Parteipolitikern. Es wäre ein Unrecht, die Kirche damit behaften zu wollen: das politische Wagnis, Erfolg oder Mißerfolg, ist mit der Demokratie, ja mit dem staatlichen Leben verbunden. Der Staat hat eben nicht wie die Kirche die Verheißung der Unfehlbarkeit und des immerwährenden Bestandes!

Das Verhältnis, das zwischen Kirche und Politik besteht, zwischen Kirche und Parteien, welche die weltanschaulichen Voraussetzungen der Politik anerkennen, kann als ein interessives Verhältnis bezeichnet werden. Die Kirche hat ein hohes Interesse daran, daß das staatliche Leben sich in einem Geiste entfalte, der ihr nicht feindlich gegenübersteht, sondern freundlich begegnet. An Beispielen, wie sehr das Wirken der Kirche behindert ist, wenn Gegensätze herrschen, fehlt es wahrhaft nicht in der Zeitgeschichte. Mehr oder weniger große seelische Schädigung der Gläubigen ist die Folge dieser Gegensätze. Umgekehrt haben die politischen Parteien ein Interesse daran, daß die Kirche ihre positive Einstellung zu religiös-kirchlichen Belangen würdige durch den Hinweis auf die Pflicht, Politik zu treiben nach dem Gewissen und Parteien Gefolgschaft zu leisten, welche diesen Anschauungen entsprechen. Es darf nicht vorkommen, daß man zwar den Sukkurs der Kirche beansprucht, um politisch Boden zu gewinnen, um dann nachher wieder zu vergessen, was die Voraussetzungen dieser Förderung waren und bleiben. Die Souveränität der Staatsgewalt leitet sich von Gott her, insofern besteht ein Gottesgnadentum. Das hat auch in der Demokratie anerkannt zu werden. Ihr entsprechend wird den staatlichen Behörden die observantia erwiesen, wird im Amtsträger das Amt geehrt, das ein Ausfluß der staatlichen Souveränität ist, die auf Gott zurückgeht. Dieses Gottesgnadentum hat also nur sehr mittelbar etwas mit Gott zu tun und nichts mit einer unmittelbaren göttlichen Berufung und Betrauung. In der Demokratie sind ja verschiedene Spielregeln in Kraft, nach welchen staatliche Amtsträger bestimmt werden. Wer also in der Demokratie ein Amt erlangt, darf daran denken, wie er dazu gekommen, unbeschadet seiner Amtspflicht. Gänzlich außerhalb des Rahmens des Gottesgnadentums stehen parteipolitische Gebilde und Größen, obwohl hie und da die gegenteilige Beobachtung gemacht werden kann.

Wo Bürger und Christ miteinander harmonieren, hat es die politische Moral leicht. Die fortlaufende Entchristlichung des staatlichen Lebens dürfte eine zwangsläufige Folge der Glaubensfreiheit sein, welche alles ausscheidet aus dem öffentlichen Leben, womit nicht alle übereinstimmen. Das allen gemeinsame weltanschauliche Patrimonium, das

sich im staatlichen Leben noch zeigen darf, wird so zu einem immer mehr zusammenschrumpfenden Minimum, das theoretisch keine unterste grundsätzliche Grenze kennt. Die Verkündigung und Verwirklichung der politischen Moral ist damit eine Sorge um die christliche Substanz des staatlichen Lebens!
A. Sch.

Die Ausgrabungen von St. Andreas-Cham

Von Dr. A. Müller, Zug.

Cham ist der geschichtlich älteste Ort des Kantons Zug. Das verdankt es der guten Erhaltung der großen und schönen Urkunde vom 16. April 858, durch welche der karolingische König Ludwig der Deutsche, ein Großsohn Karls d. Großen, den Hof Cham an das Kloster in Zürich, das Fraumünster, schenkt. Die Schenkung des königlichen Hofes an die Fraumünsterabtei geschah auf Bitten der Aebtissin Hildegard, der ersten Aebtissin des Stiftes, einer Tochter des Königs Ludwig des Deutschen, die am 23. Dezember 856 gestorben war. Die Schenkung wird also schon zwei Jahre vorher erfolgt sein, und das Datum vom 16. April 858 ist der Zeitpunkt der Verschreibung. (ZUB Bd. I Nr. 85.) Nach den Ausführungen von Dr. Bernh. Schmid waren solche Königshöfe in fränkischer Zeit militärisch und wirtschaftlich bedeutsame Punkte des großen fränkischen Reiches, sie wurden bei der Eingliederung Alamanniens ins fränkische Reich (i. Jahre 534) mit fränkischen Ansiedlern besetzt, um das Gebiet leichter dem fränkischen Reich einzugliedern. Dies konnte nur deshalb geschehen, weil die Königshöfe zum unmittelbaren Königsgut erklärt und behalten wurden. Karl d. Große soll diese Höfe zu befestigten Wirtschaftsplätzen angelegt haben, er unterstellte sie als curiae regis unmittelbar der königlichen Fiskalverwaltung. Er ließ solche Höfe den Flüssen und Heeresstraßen entlang anlegen in bestimmten Abständen, den militärischen und den verwaltungstechnischen Zwecken des großen Reiches entsprechend. Ein solcher Hof war mit Wall und Graben umgeben und maß im Viereck 100 bis 200 m Länge und Breite. Das Land hierfür wurde in Kraft des Eroberungsrechtes durch Konfiskation alter Guts- und Herrenhöfe der einheimischen Großen oder durch Rodung herrenlosen Landes erworben. Diese Höfe trugen besonders bei zur Kultivierung des mächtigen Reiches, sie stellten die Mittel bereit für die Unterkunft und die Lebensbedürfnisse der Vertreter der königlichen Gewalt, ja auch für den König und seinen Hofstaat selbst, wenn er auf Reisen war, sie bildeten die Etappenstationen für den Marsch des königlichen Heeres und dienten insofern der Sicherung der fränkischen Herrschaft. Im Raum eines solchen befestigten Königshofes befanden sich mehrere Wohn- und Wirtschaftsgebäude, ein wallgeschützter Vorhof war meist vorgelegt, das Herrenhaus bildete gleichsam den Mittelpunkt; eine Kirche oder Kapelle in Größe zur Anzahl der Hofbewohner wird meist erwähnt. (Vgl. B. Sch., Der Königshof Bümpliz, in Festschrift Friedrich Emil Welti 1937, S. 271 bis 301.)

In dieser Form erscheint uns auch in der genannten Urkunde von 858 der Hof in Cham, der hier ausdrücklich eine »curtis indominicata«, also im unmittelbaren Besitz des Schenkers, ferner als »curtem nostram«, als »unser Hof« (d. i. Ludwig des Deutschen) bezeichnet wird. Die Schenkung begreift nicht nur das Land, sondern auch Kirchen, Häuser und andere Gebäude, die darauf stehen, die Leute beiderlei Geschlechts, kultiviertes und braches Land, Wälder, Wiesen, Weiden, Wasser und Wasserläufe, Fischenzen und Fischer,

auch Zufahrten und Ausgänge und Durchfahrten, kurz alle Zubehörden. In der sog. Pertinenzformel werden die Kirchen zuerst genannt, wie das in der christlichen Aera gebräuchlich war. Es werden die Kirchen in der Mehrzahl aufgezählt. Wir nehmen deshalb mit gewisser Berechtigung an, daß eine dieser Kirchen im eigentlichen Bereich des königlichen Hofes stand, um den Hofbewohnern zum Gottesdienst zu dienen. Aber wenn auch die Tradition immer daran festhielt, daß der einstige Königshof da lag, wo eine Burg mit Vorburg, begabt mit großen Rechten in historischer Zeit, bestanden, so fehlten doch ganz sichere Anhaltspunkte. Man glaubte schon vor Jahren, da in Lindencham eine römische villa rustica entdeckt wurde, daß an der Stelle auch die Curtis indominita des Königs Ludwig liegen könnte, man dachte auch an die Möglichkeit, daß im alten Wiprechtswil, welcher Hof dem Meiergeschlecht von Cham gehörte, vielleicht etwas von der Urkunde von 858 durch Grabung aufgedeckt werden könnte. Es brauchte eben kühnen Mut, um etwas von dieser ältesten geschichtlichen Zeit zu finden. Herr a. Kirchenrat Emil Villiger auf dem Neugut zu Cham war davon erfüllt, als bei Aushub des Chores in der Kapelle zu St. Andreas eine alte Apsis zum Vorschein kam. Er grub weiter und fand eine unterirdische Kapelle, unter der jetzigen von 1488 stammenden Kapelle. Die Ausgrabung wurde »gründlich und methodisch« durchgeführt. Sie legte die Stockmauern einer alten Kapelle von breitrechteckiger, ja fast quadratischer Form frei, 5 m breit und 4½ m lang, auf denen ungefähr die Hälfte des Schiffes der heutigen Kapelle steht. Man betrat diesen Raum von Norden und Süden her. Eine 2½ m breite Apsis schließt den Raum gegen Osten ab, die nicht genau halbrund, sondern etwas langgestreckt geformt ist. Ein Altar und ein hinter diesem befindlicher Graben füllen den Raum der Apsis ganz aus; man denkt an einen Tumba-Altar. Gewiegte Kenner datieren die ausgegrabene Kapelle in die karolingische Zeit und bezeichnen sie als das »älteste erhaltene christliche Bauwerk der Innerschweiz«. (Vgl. NZN 1942, Nr. 317.) Damit bestände auch eine Uebereinstimmung zwischen der ältesten Urkunde aus dem Kanton Zug und der Ausgrabung. Die Vermutung, daß der einstige fränkische Königshof an der Stelle lag, wo heute noch das Schloß und seine Gebäude liegen, wäre zur greifbaren Wirklichkeit geworden. Auch rechtsgeschichtliche Erwägungen weisen mit aller Deutlichkeit darauf hin, daß St. Andreas, die Burg und die Vorburg, die Nachfolgerin des einstigen Königshofes war. Noch im 13. Jahrhundert besaß das Fraumünster den Hof Cham, die Schirmurkunde des Papstes sichert dem Stift den Hof mit den Fischenzen, Mühlen, Feldern, Weinbergen, Weiden, allen Freiheiten und Immunitäten. (ZUB II Nr. 658.) Spätere Urkunden, die den Uebergang des Hofes Cham an die Propstei Zürich bezeugen, enthalten noch deutlich die einstigen Rechte des Fraumünsters am einstigen Königshof. Bezeichnend ist z. B. die Urkunde vom 3. Januar 1409, durch welche Aebtissin Benedikta von Bechburg (1404—1412) den Kauf des Anteils und der Rechtung des Ritters Rudolf von Hüenberg am »Meyerhof Kam« an den »Probst und das Kapitel gemeinlich des Gotzhuses sant Felix und sant Regula der Propstei Zürich« zu ihr selbst und ihr Gotzhus und Nachkommen Händen und Besitz beurkundet. (S. Urkunde, gedruckt im Zuger-Kalender Jahr 1936, S. 38.) Die Urkunde hebt deutlich hervor, daß der Hof ein Erblehen der Fraumünster-Abtei ist und zwar mit allen seinen Zubehörden. Die Aebtissin schreibt dann: »Und wir haben Alles mit aller Zugehört wieder verliehen den erwidigen Herren dem Probst und dem Kapitel des vorgenannten Gotzhuses zu

ihrer selben und zu ihrer Gotzhus und aller ihrer Nachkommen Händen um den Zins als unser Gotzhus Zinsbuch und Rödel weisen.« Dann wird noch bestimmt, daß der Zins des Hofes, bestehend in Kernen (Brotgetreide), Kamerziger (ein besonderes Milchpräparat von Cham im Mittelalter, das auch in anderen Urkunden genannt wird), die Fische, die Rötli (Rötel) und die Pfenningzinse auf St. Andreas ins Kloster zu entrichten sind. Daraus geht hervor, daß die Fraumünster-Abtei ihren einst durch königliche Gunst verliehenen Hof im späteren Mittelalter auf Erblehen verlieh, aber dadurch auch ihr altes, von 858 her stammendes Recht auf den Hof wahrte. Als dann im Jahre 1480 die Propstei Zürich »den Meyerhof zu Cham gelegen mit allen Rechten und Zugehörden« an den Ammann, Rat und die ganze Gemeinde von Zug zu kaufen gab, wurde dieser Verkauf wieder von der Aebtissin des Fraumünsters, Anna von Hewen (1429—1484) beurkundet, welche in der Urkunde wieder besonders hervorhob, daß der Hof Cham ein Erblehen ihres Gotteshauses sei. Der Erblehenzins wurde nun auf den »Kornkasten« der Propstei Zürich gelegt, d. h. die Propstei mußte in Zukunft den Erblehenzins an das Fraumünster bezahlen, dafür erhielt die Propstei von den Zugern auch den Kaufpreis des Hofes. (Urkunde im Staatsarchiv Zürich, Abt. Propstei, Nr. 714.)

Man ist gern geneigt, bei Anlaß der Aufdeckung der unterirdischen Kapelle von St. Andreas Reflexionen über den Hof Cham und seine Christianisierung anzustellen, die aber jedenfalls mit aller Vorsicht geschehen müssen. Die historische Tatsache, daß im Königshof Cham schon mehr als eine Kirche erscheint, beweist, daß das Christentum in Cham schon lange vor 858 Eingang gefunden hat, wie im pagellus Uri, in dem 853 Kirchen erwähnt werden. Die auf Höfen der Könige oder sonst begüterten Herren errichteten Kirchen verdanken ihr Entstehen diesen Herren selbst, die diese Kirchen für ihre Familien und für die christlichen Bewohner ihrer Höfe errichteten, um hier dem Gottesdienst beizuwohnen. Dem Grundherrn blieb ein reservierter Platz vorbehalten im Innern des Kirchleins in der Nähe des Altares. Ueber die Beschaffenheit dieser Kirchen sind noch wenig sichere Resultate der Forschung festgelegt. Stutz (Die Eigenkirche als Element des mittelalterlichen Kirchenrechts) nimmt an, daß die Eigenkirchen meist aus Holz gebaut waren. Meist waren sie wohl klein, Fundamentgrabungen ergeben ein Maß von 5—12 Meter Länge, 3—6 Meter Breite, was ja mit dem Kirchlein von St. Andreas übereinstimmen würde, sowie auch mit dem ältesten Fundament der St. Michaelskirche in Zug. Pfarrer X. Uttinger von Zug berichtet uns nämlich in seinem Werk »Die Pfarrei Zug, ihre Stifter und Wohltäter«: Als die alte Pfarrkirche von Zug im Jahre 1898 abgetragen wurde, erschienen in der Erde vier, aus verschiedenen Zeiten stammende Fundamente. Das früheste, dessen Material aus Kalk und Tuffsteinen bestand, maß 12 Meter in der Länge und 8 Meter in der Breite. Dieses Maß im Fundament und dazu das Steinwerk dürften auf den Umfang und Aufbau einer Eigenkirche hinweisen. Beim kleinen Umfang dieser ältesten Kirchen war es bedingt, daß die Mehrzahl der Gläubigen von außen her durch ein großes Fenster der Ostseite oder auf den beiden geöffneten Absiden (wie in Cham) die heilige Messe anhörten, zur Predigt mußte der Priester aus der Kirche treten, durch zwei auf halbe Mannshöhe gemauerte Schranken neben dem Altar wurde wahrscheinlich den im Freien stehenden Gläubigen die hl. Kommunion gespendet. (Vgl. F. Burckhardt, Mittelalterliche Landkirchen in Deutschland, in NZN 1929, Nr. 200.) Im Jahre 838 kommt der hl. Meinrad in den finstern Wald. (Vgl. QW, Nr. 8.) Er war wohl früher, wie seine älteste Lebensbeschreibung zu erzäh-

len weiß, in Cham, wohl im Königshof Ludwigs des Deutschen, vielleicht um sich beim König oder seinem Meier den Eintritt in den finstern Wald und in demselben für sich ein stilles Plätzchen der Einsamkeit im tiefen Wald zu erbitten. In Cham betete er wohl auch in der kleinen Eigenkirche des Hofes.

Reformiert Einsiedeln

Unter diesem etwas pikant anmutenden Titel erschienen im allmonatlichen Lieferungswerk »Handreichung für protestantischen Religionsunterricht« (Zwingli-Verlag, Zürich) zwei je achtseitige Lektionsheftchen von Pfarrer Karl Fueter, Zürich. Die Darlegungen gehen aus von der Tatsache, daß noch in diesem Jahr in Einsiedeln ein reformiertes Gotteshaus gebaut werden soll. Der Verfasser will »auf Grund der Quellen das Material zu einer möglichst anschaulichen Kinderlehre aus Einsiedelns Geschichte von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart bieten«. Das Lektionsbeispiel gibt zunächst eine Angabe der katholischen und reformierten Quellen; dabei sind drei Werke von P. Odilo Ringholz besonders erwähnt. Längere Ausführungen befassen sich mit der Aufgabe der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine, von denen mehrere schon in den Jahren 1842 und 1843 gegründet wurden. Es seien daraus folgende sehr bemerkenswerte Sätze wörtlich zitiert: »Die Volkszählungen zeigen, daß bei einem konstanten Verhältnis der beiden großen Konfessionen im ganzen Land (3 : 2) eine enorme und ständig zunehmende Bevölkerungsbewegung an einzelnen Orten gewaltige Veränderungen bringt: eine starke katholische Einwanderung in reformierten, eine nicht minder anhaltende reformierte Einwanderung in katholischen Gegenden. Bald wird es kein Gebiet mehr geben, das hievon unberührt bleibt; überall begegnen sich die beiden Konfessionen. Das braucht kein Unglück zu sein. Es war vorher bequemer; aber es ist auch gut, wenn evangelische und katholische Schweizer sich gegenseitig kennen lernen. Verhängnisvoll aber ist — wie jede Charakterlosigkeit — die konfessionelle Knochenerweichung, d. h. die Unkenntnis der eigenen Konfession und eine allgemeine, nur gefühlsmäßige Einstellung zum Evangelium und den kirchlichen Gegensätzen. Die unvermeidliche Begegnung der Konfessionen, die allzu oft zu Mischehen und damit zu religiöser Verflachung führt, ist nur dann keine Gefahr, wenn die Angehörigen der beiden Kirchen auch wirklich evangelisch oder katholisch sind, d. h. wissen, was sie glauben, m. a. W. ihrer Konfession überzeugt anhängen. Sonst werden sie von der starken andersartigen Umgebung aufgesaugt. Das ist überall wahr, aber in der Diaspora besonders akut. Wahre Toleranz besteht nicht in Unkenntnis der Gegensätze oder in einem Verwischen der Verschiedenheiten, sondern in einem festen und klaren Standpunkt fürs eigene Leben, verbunden mit der ehrlichen Respektierung des andern Glaubens. Wir wollen aufklären und belehren, aber nicht verhetzen. Es soll aber nicht aus Angst, mißverstanden zu werden, über die konfessionellen Gegensätze geschwiegen werden.«

Den geschichtlichen Darlegungen schickt der Verfasser die Bemerkung voraus: »Unsere Erzählung kann zeigen, daß wir nicht anti-katholisch, wohl aber pro-evangelisch eingestellt sind; denn wir wollen dem Benediktinerkloster alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.« Aus der Geschichte Einsiedelns sind dann aber nur erwähnt in etwas breiter Ausführung ein Teil aus der Biographie des hl. Meinrad, der sog. Marchenstreit des Klosters mit den Schwyzern und die Entstehung der jetzigen protestantischen Kultgemeinde in Einsiedeln; dazu kommen noch einige Zitate über Zwingli aus

reformierten Geschichtsquellen. Ueber die Mutter-Gottes-Verehrung in Einsiedeln wird nicht ein einziges Wort gesagt. Es werden ausführlicher die pastorellen Bemühungen für die Protestanten geschildert und dabei erwähnt der Verfasser ausdrücklich »mit frohem Dank das freundliche Entgegenkommen der Einsiedler Bevölkerung und Behörden«. Von der toleranten Haltung des Klosters wird am Schluß folgendes Beispiel erzählt: »Vor drei Jahren starb eine achtzigjährige Protestantin. Sie war vor mehr als fünfzig Jahren ihrem Mann, einem katholischen Einsiedler, hierher gefolgt und hatte seither in streng katholischer Familie auf kargem Nährboden ein hartes, arbeitsreiches und kummervolles Leben geführt. Trotz stürmischem Wetter und heftigem Schneetreiben kamen fast alle protestantischen Gemeindeglieder und begleiteten den Sarg eine Stunde weit zum Friedhof, und als der Zug beim Kloster vorbeiging, läuteten die Glocken des tausendjährigen Benediktinerklosters, wie bei jeder Beerdigung, auch zu Ehren der achtzigjährigen Protestantin. Solche Freundlichkeit tut wohl.«

Mr.

Aus der Praxis, für die Praxis

Der Sonntag in unserer Diaspora.

Der Jahresbericht der Inländischen Mission ist wieder in unsere Häuser gekommen. Mit großem Interesse liest man ihn durch, ist er doch jedes Jahr ein neu und immer wieder dankbar gesungenes Magnifikat auf die Hochherzigkeit und Gebefreude unserer Schweizerkatholiken. Jeder Priester liest den Bericht mit großem seelsorglichen Gewinn, vergleicht seine Verhältnisse mit andern, bekommt Anregungen und schaut hinein in die Freuden und Sorgen der Diaspora unseres Landes.

Wenn wir die Berichte von 1941 mit den jetzt erschienenen von 1942 vergleichen, fällt auf, daß sie froher gestimmt sind und mehr vom religiösen Erstarren reden als zuvor. Neben der großen Sorge um die Mischehen und die vielen akatholischen Trauungen fand bei der Lektüre des Jahresberichtes die Heiligung des Sonntages unsere besondere Aufmerksamkeit. Denn der Sonntag ist der Lebensnerv unseres Christentums. Mit dem Sonntag steht und fällt die christliche Substanz eines Volkes. In katholischen Gegenden und in der Diaspora ist der Heiligkeit des Sonntages und der würdigen Gottesdienstfeier alle Aufmerksamkeit zu schenken. In der Diaspora ist Seelsorge vielfach fast identisch mit dem Kampf um die Heiligkeit des Sonntages. Das öffentliche Leben und alle Vereinstätigkeit scheint sich gegen das Sonntagsgebot verschworen zu haben. Es gibt doch keinen Verein, auch nicht einen protestantischen Kirchenchor, der nicht am Samstagabend sein Konzert oder seinen Familienabend veranstaltet. Schießübungen, turnerischer Vorunterricht, Jungschützenkurs, Ortswehrübungen, alles wird am Sonntagmorgen gehalten. Bei Reklamationen begegnet man vielfach Unverständnis, wenn nicht direkter Abneigung. Zu dieser betrübenden Tatsache kommt der Umstand, daß nur ein ganz verschwindender Prozentsatz der Protestanten den Gottesdienst besucht, kein Zehntel aller Männer auch nur einmal im Jahre das Gotteshaus betritt. Der Mensch, besonders der heutige Mensch, der vielfach Massenmensch geworden ist, ist ein Kind seiner Umgebung, richtet sich nach dem Benehmen des Nachbarn, verzichtet auf ein selbständiges Urteil und glaubt den Schlagworten.

Diese Faktoren müssen in Rechnung gezogen werden, wenn wir den Sonntag in der Diaspora ins Auge fassen. Unsere Glaubensbrüder machen das Vereinsleben mit, müssen aus wirtschaftlichen Gründen mitmachen, nehmen teil am so-

zialen und kulturellen Leben ihrer Gemeinde und haben bei gutem und bestem Willen oft schwer, den Sonntag zu heiligen im Geiste unserer heiligen Kirche. Um so mehr freut jeden Seelsorger der Jahresbericht der Inländischen Mission, dem wir einige Sätze entnehmen: »Es war eine Freude zu sehen, wie die Sonntagsämter von Männern, besonders auch von Jungmännern, gut besucht wurden« (S. 54). »Ein recht schöner Prozentsatz stellt sich zur Erfüllung der Sonntagspflicht ein« (S. 98). »Das religiöse Leben in der Pfarrei verflachte nicht, sondern vertiefte sich. Der Gottesdienstbesuch am Sonntag war gut« (S. 122). »Wir dürfen eine merkliche Zunahme des sonntäglichen Gottesdienstes von Seiten der Männerwelt freudig buchen« (S. 135). »Die Gläubigen besuchen die Sonntagsmesse im Gemeindesaal in sehr großer Zahl« (S. 158). »Ein ständig steigender Eifer im Gottesdienstbesuch hat das religiöse Leben vertieft« (S. 161). Aehnlich lautende Stimmen könnten noch vermehrt werden. Daneben fehlt es nicht an Stimmen, die sich über Mißstände schwer beklagen. Wir erwähnen nur einen Passus S. 100: »Neben einigen Getreuen, die mit vorbildlichem Eifer ihre Pflicht erfüllen, bleibt der Großteil der andern, die schulpflichtige Jugend nicht ausgenommen, dem religiösen Leben fern.«

Angesichts dieser Erscheinungen und Tatsachen wollen wir die Frage aufwerfen, welche Mittel uns zur Verfügung stehen, um die Heiligkeit und zentrale Bedeutung des Sonntages ins Bewußtsein weitester Kreise zu bringen. Das allererste und sicher wirksamste Mittel ist und bleibt der pastorale Hausbesuch, die immer wiederkehrende persönliche Einladung und Fühlungnahme des Seelsorgers mit seinen anvertrauten Gläubigen. Erfahrungsmäßig kann die Beobachtung gemacht werden, daß der Kirchenbesuch zunimmt mit sorgfältiger Pflege und Einteilung der Hausbesuche.

Den Leuten muß Gelegenheit geschaffen werden, in erreichbarer Nähe dem Gottesdienst besuchen zu können. Es ist eine jedes Jahr erfreuliche Konstatierung beim Lesen des Jahresberichtes der Inländischen Mission, wie an verschiedenen Orten neue Gottesdienststationen errichtet wurden, neue Kirchen entstanden, Gebiete zu neuen Pfarreien zusammengefaßt wurden. Das Reich Christi wächst in unserer Diaspora in die Breite. Es sollte auch in katholischen Stammlanden, wo sich mächtige Industrien ausgebreitet haben und ganze Vorstädte wie Pilze in den letzten Jahrzehnten aus dem Boden herausgewachsen sind, der Kirchenbaufrage so viel Aufmerksamkeit geschenkt werden wie in der Diaspora. Unsere heutige Zeit ist gottlob stark seelsorglich orientiert. Darum muß auch die Frage nach neuen Kirchen in erster Linie seelsorglich orientiert sein. Von dieser Perspektive aus scheint es einfach unverständlich zu sein, in einer Gegend, wo die Kirchenbaufrage dringend ist, zuzuwarten, bis eine halbe Million zur Verfügung steht. Es geht nicht um prunkvolle Kunstbauten, es geht um kostbare Menschenseelen. Selbstredend soll die Kunstfrage nicht beiseite gelassen werden. Die Kirche soll nicht ein reiner Zweckbau sein. Doch läßt sich die seelsorgliche und künstlerische Gestaltung gut miteinander vereinigen. Ein tüchtiger und findiger Architekt wird eine Lösung finden, die beiden Seiten gerecht wird. Den Vortritt muß aber doch die Seelsorge haben, in einer Zeit, wo gegnerische Organisationen und eine Unmenge Sekten ihre rührige und oft schlaue und gutbezahlte Propaganda entfalten. Gottlob haben wir in unserem Lande keine Mammutpfarreien mit dreißig- oder vierzigtausend oder sogar mehr Seelen. Wir müssen auch in Zukunft alles tun, um nicht die Verhältnisse der romanischen Länder zu bekommen. Jedenfalls können wir gerade in dieser Hinsicht die segens-

reiche Entfaltung unserer Inländischen Mission nicht hoch genug bewerten und unterstützen.

Eng verbunden mit der Kirchenbaufrage ist die liturgische Entfaltung und Gestaltung des Gottesdienstes. Das ewige Einerlei in der Schulmesse am Werktag und im Pfarrgottesdienst am Sonntage schafft das schablonenhafte Gewohnheitschristentum und die seelenlose Teilnahme am hochheiligen Geschehen des Altares. Man halte mich nicht für einen Feind der täglichen Schulmesse; diese wäre das Ideal einer hingebenden und wahrhaft christlichen Jugend-erziehung. Doch wie die Schulmesse vielfach in katholischen Gegenden durchgeführt wird, ist sie eine Gefährdung des Sonntags. Man verstehe mich wohl. Es gibt Gegenden, wo die Kinder in Reih und Glied Tag für Tag in die Kirche geführt werden. Die Ordensschwester als Lehrerin übt über den Besuch Kontrolle aus und die Kinder bekommen einen Strich ins Notizheft bei Nichtbesuch der täglichen Schulmesse. Diese aber wird nicht dem kindlichen Fassungsvermögen angepaßt. Jahraus jahrein wird während der Schulmesse der Rosenkranz gebetet oder es wird einfach eine Stillmesse gefeiert. Quotidiana vilescunt, gilt auch für das Heilige und Heiligste, wenn es nicht gepflegt wird. Die Tatsache mögen angepaßt. Jahraus jahrein wird während der Schulmessen bei Buben und auch bei Mädchen in den obern Schulklassen ein gewisser Ueberdruß entsteht. Sie kommen aus der Schule und vielleicht in die Fremde, werfen gar leicht alles über Bord mit der Begründung oder sagen wir Ausrede: Ja, wir haben jetzt genug gebetet und sind viel in die Kirche gegangen. Es genügt für eine Zeitlang. Auch für die Jugendseelsorge gilt: Gratia supponit naturam. Mehr Psychologie in der Seelsorge unserer Schüler! Mehr Sorgfalt auf die Gestaltung des Gottesdienstes auch an Werktagen! Die religiöse Betätigung darf dem Kind nicht durch unangebrachten Uebereifer fast gewaltsam odios gemacht werden.

In unsern katholischen Landen fallen in mancher Hinsicht die Würfel über das Schicksal unserer Diaspora. Videant consules!

A. S., Pfr.

Totentafel

Ein schmerzlicher Verlust für die Erziehungsanstalt St. Iddazell in **Fischingen** wie auch für den thurgauischen Klerus ist der, am 30. August eingetretene Hinschied von hochw. Herrn **Albin Frei**, Direktor genannter Anstalt. Wer die Wege der schweizerischen katholischen Caritas in den letzten Jahren etwas verfolgte, traf oft auf den Namen von Direktor Frei, der wiederholt wegweisend mit seinem Worte eingriff. Am 1. März 1890, am Fest des hl. Albin, zu Lanzeneunforn, Pfarrei Pfyn, geboren, verlebte der Knabe eine harte, karge Jugend, die ihn aber für sein späteres Wirken vorbereitete. Nach der Schulentlassung diente der Jüngling als Knechtlein beim Ortspfarrer Stücheli, der sein Pfarrland selber bewirtschaftete. So lernte der spätere Hausvater einer zweihundertköpfigen Kinderschar das Leben der Armen, der Kleinen, der Dürftigen praktisch kennen und es zu meistern. Wohlthätige Menschen verhalten dem mittellosen Halbweisen — die Mutter war ihm gerade bei Beginn des Studiums weggestorben — zum Besuch des Kollegiums in Sarnen und der Theologie in Luzern. Am 25. Juli 1916 stand der vorbildliche, hochbegabte Alumne am Altare zum Erstlingsopfer. Mit Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit — wohl eine Folge von Unterernährung in den Kinderjahren —, gab man dem Neupriester den Hilfspriesterposten für den Thurgau, mit Residenz in Fischingen. Schon da wurde ihm in der Erziehungsanstalt St. Iddazell der Religionsunterricht über-

bunden, den er so originell und lebensnahe erteilte, daß die Zöglinge reichste Frucht für ihr Leben mitnahmen. Während vier Jahren (1929—1933) übernahm er die Pfarrstelle von Leutmerken. Von hier weg berief ihn Mgr. Ambühl zu seiner Lebensaufgabe, der Leitung der Erziehungsanstalt St. Iddazell. Es blieb ihm innerste Herzensangelegenheit, für die zahlreichen Zöglinge zu sorgen, sie auf das praktische Leben vorzubereiten und zu tüchtigen Menschen heranzubilden. In den zehn Jahren, die ihm bis zum allzu frühen Tode verblieben, griff der einstige Kleinbauernsohn mit praktischem Blick und starker Hand ein, um der großen Anstaltsfamilie die Selbstversorgung sicherzustellen; Landwirtschaft und Viehstand wurden erweitert und auf ertragreichsten Stand gebracht; die Renovation des ziemlich baufälligen Klostergebäudes verstand er mit feiner Einfühlung und mit pietätvoller Rücksicht auf das durch benediktinischen Kunstsinn früher Geschaffene durchzuführen. Zweimal — 1937 und 1941 — mußte Direktor Frei das schwere Unglück eines Brandes durchkosten. Diese Feuersbrünste zerstörten viel von dem, was er planvoll geschaffen, zehrten die Mittel auf, die ihm für seine weitgehenden Pläne zur Verfügung gestanden hatten. Dabei holte er sich auch den Todeskeim. Mit der Gottergebenheit und Geduld eines Job und mit heiterem Gemüte ertrug er starkmütig all die Heimsuchungen, die über ihn hereinstürzten. Eine reife und fruchteschwere Opfergarbe hat der Tod in die Scheunen Gottes heimgeholt.

Eine würdige Veteranengestalt der jurassischen Geistlichkeit ist am 3. September mit hochw. Herrn **Josef Fleury**, Pfarrer von **Pommerats**, in die Ewigkeit eingegangen. Am 14. März 1864 in Pleigne (Berner Jura) geboren, trat er nach zeitweiligem Schwanken zwischen Ordens- und Weltklerus in St-Etienne (Frankreich) in den Kapuzinerorden ein und erhielt 1893 in Valence die hl. Weihen. Um die Jahrhundertwende — vielleicht veranlaßt durch die in Frankreich anhebende Kirchenverfolgung — kehrte er ins engere Vaterland zurück und versah im Waisenhaus Douvaines bei Genf das Amt eines Hausgeistlichen. Bischof Haas berief ihn 1901 als Vikar nach Courrendlin und 1906 in gleicher Stellung nach Pommerats, wo er zwei Jahre später, 1908, Pfarrer wurde. Hier hielt er bis zum Hinscheiden als guter Pastor aus in tief priesterlicher Erfüllung seiner Hirtenpflicht. Sein bescheidenes Pfarrhaus mit dem gastfreundlichen Hausherrn sah fast täglich Gäste aus dem geistlichen und Laienstand ein- und ausgehen, die beim erfahrenen Pfarrer Rat oder Trost suchten, und während der Ferienzeit waren es besonders die jurassischen Seminaristen, die es sozusagen als ihren Ferienort betrachten durften. Am Fest des hl. Josef d. J. war ihm noch die Freude zuteil geworden, in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit das goldene Priesterjubiläum zu feiern. R. I. P. J. H.

Kirchen-Chronik

Persönliche Nachrichten.

Diözese Basel. H.H. P. Simon Koller, O.S.B., bisher Vikar in Boswil, kommt als Subpräfekt an das Kollegium in Sarnen und für ihn wird Vikar H.H. P. Franz Eng, O.S.B.

Diözese Chur. H.H. Anton Huser, bisher Vikar in Winterthur, wurde zum Schulkaplan auf dem Urnerboden gewählt.

Saint-Maurice. H.H. Can. Paul Fleury, bisher Pfarrer in Aigle, wurde zum Prior der Abtei ernannt und an seine Stelle als Pfarrer von Aigle der bisherige Prior, H.H. Can. Franz Michelet.

Rezensionen

Das große Gebet der Eidgenossen. Neu herausgegeben von Dr. P. Ildjens Betschart, O. S. B. Verlangsanstalt Waldstatt, Einsiedeln 1943.

Ein altes Gebet, Bruder Klaus hat es schon gekannt. Es stammt aber nicht von ihm, wie Petrus Canisius angenommen hat. 1436 ließen es die Luzerner von Engelberger Klosterfrauen abschreiben. So muß der Text auch nicht unbedingt auf ein Einsiedler Original zurückgehen. Es können auch Dominikaner-Mystiker daran gearbeitet haben. Vor allem haben wir ein betrachtendes Gebet vor uns, die Hauptwahrheiten von der Erschaffung, Sintflut, Abraham und Moses im alten Bund; die Gesetzgebung, öffentliches Auftreten, Tod und Erlösungstat unseres Herrn Jesus Christus werden hier betrachtend miterlebt und dabei auch der allerseligsten Jungfrau als Fürbitterin gedacht. Drei Psalter lang dauert das Gebet und wird abwechslungsweise in kniender, sitzender, stehender und wieder kniender Stellung gebetet, und zwar auch in drei Teilen. In einigen Pfarreien des Kantons Schwyz kam das Gebet nicht außer Übung. Man betet es z. B. auch am Eidg. Buß- und Betttag. Für diesen und ähnliche Anlässe ist das große Gebet wirklich wie gemacht. Ich würde das Gebet in Abwechslung und innerer Anteilnahme dem sog. »Dreier-Rosenkranz« vorziehen. Es trägt zudem den Charakter echt vaterländischer Bodenständigkeit. G. St.

Benedikt Momme Nissen, *die eine Kirche.* Verlag Benziger 1943.

P. Benedikt Momme Nissen hat uns vor seinem unerwartet raschen Hinscheiden noch dieses feine, tiefe Buch geschenkt. Die Kirche war für seine Seele wie für so viele andere eine Insel des Friedens auf Erden. Die Kapitelüberschriften zum längeren Abschnitt über das Wesen der Kirche sind wie die sinnvollen Anrufungen einer Litanei, die der Leser andächtig durchbetrachten soll. Was wäre bezeichnender für die Kirche als die Ehrentitel: Ständige Wohnstatt Gottes, Hort der Nachfolge Christi, Herde unter einem Hirten, Lebendiges Erbgut, Gewähr der wahren Liebe, Quellgrund des Wortes, Zuchtmeisterin der Christenheit, Stadt auf dem Berge, Heimat der Seele, Vorhalle der Ewigkeit. Sie gehen bis ins Innerste und Tiefste des mystischen Leibes Christi und berühren sich öfters mit den Ausführungen des herrlichen neuesten Rundschreibens Pius' XII. P. Benedikt redet durch viele Seiten des Buches in direkter Ansprache mit der Kirche wie mit seiner Mutter und singt ihr einen Lobeshymnus aus begeisterter Liebe, aus tiefer, im Feuer der Läuterung gehärteter Ueberzeugung und mit feinem künstlerischen Sprachempfinden. Nur wenige verstehen es so gut wie Momme Nissen, daß die Innenseite, der Kern der Kirche, die übernatürliche Liebe ist. Unverhohlen spricht er auch von den Schäden und Schatten, die im Verlauf der Geschichte offenbar wurden an Gliedern der Kirche, die versagten. Je betrübender sie waren, desto großartiger zeigte sich in ihrer Ueberwindung das göttliche Walten. Wo P. Benedikt von den getrennten Christen und den »Gottsuchern vor den Toren« redet, gewahrt man besonders überzeugend, wie eigenes Erleben mitspricht. *Vielen Suchenden werden seine Worte Klärung und Führung sein.*

Die vor den Toren Wartenden scheinen viel zahlreicher zu sein, als man gewöhnlich meint. Vor viezig Jahren sagte Julius Langbehn: »Es ist meine feste, tief gegründete Ansicht, daß neun Zehntel der Protestanten und Ungläubigen, die überhaupt etwas wert sind, sofort katholisch würden, wenn sie das wahre Wesen des Katholizismus könnten.« Momme Nissen fügt bei: »Das kann ich heute nur als meine eigene Ueberzeugung wiederholen.« In der Weltgebetsoktav beten Katholiken und Protestanten gemeinsam um die Erfüllung des Wunsches Jesu, daß ein Hirt sei und eine Herde. Wären viele gutdenkende Andersgläubige nicht auch dafür zu gewinnen, jetzt und nach dem Kriege mitzuwirken, das christliche Antlitz der Erde zu erneuern? Christus, gestern, heute und in Ewigkeit. Nach einem schönen und tiefen Worte P. Lipperts (S. 149) gelangen die Strahlen, die von Christus und von der Weltmitte in seine Kirche ausgehen, irgendwie zu jedem Menschen, »jeden zu erleuchten, der in diese Welt kommt«. (Joh. 1, 9.) *Wie dringend wäre es, daß alle Gutgesinnten sich vereinigten, dieses Licht der Welt wieder leuchten zu lassen.* Es sind ungeahnt viele, die es heute verspüren, daß eine Erneuerung in Christus kommen muß, nachdem der Abfall von Christus und seiner Lehre so viel Dynamik aufgehäuft, so viele geistige und materielle Ruinen geschaffen. Roosevelt sagte kürzlich in einer Ansprache in Ottawa, er möchte lieber aufbauen als zerstören, und es möge, wenn auch erst in ferner Zeit, der Menschheit das Verständnis der Worte Christi aufgehen: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.«

Gedanken und Pläne zum Wiederaufbau Europas werden viele erwogen und besprochen. Wäre es nicht noch zeitgemäßer, nach allen Seiten und Wegen, nach allen Möglichkeiten und Gegebenheiten zu erwägen und auszudenken, wie das Leitwort Pius' X. zur Ausführung gebracht werden könnte, alles in Christus wiederherzustellen, omnia instaurare in Christo? Jos. Scheuber, Regens.

Ein Roman für die Pfarrbibliothek

Soeben erscheint:

J. Ruth Morf

Das große Zeichen

Ehe-Roman

215 Seiten, in Ganzleinen gebunden Fr. 6.50

Dieser Roman führt in das wirkliche Leben von heute. Er zeigt, wie schwer die Ehe für eine Frau werden kann, die sich unüberlegt gebunden hat. Wie verlockend erscheint ihr da die Scheidung. Wie sehnt sie sich nach der Hand eines neuen Gatten, dessen Charakter mehr Güte und Verständnis verspricht. Nur „das große Zeichen“, das Kreuz, gibt Anna Herter, der Heldin dieses Romans, die Kraft, zu widerstehen und nach langen Schwanken und Straucheln den rechten Weg zu finden.

Ein Pfarrer urteilt:

Das Buch kann wertvolle Seelsorgdienste leisten.

Ein spannender Unterhaltungsroman von einer schweizerischen Verfasserin.

Verlag **Räber & Cie.** Luzern

Neuerscheinung!

- Was ist die katholische Religion?
- Was lehrt sie?
- Was verlangt sie?
- Wo liegt das Geheimnis Ihrer Macht?

Auf diese Fragen gibt erschöpfend und klar Auskunft das soeben erschienene Werk von **Ansgar Gmür:**

Ein Katholik verrät sein Geheimnis

Ganzleinenband, Taschenformat, flexibel, 224 Seiten Text, 14 Symbolzeichnungen. Anhang mit ausführlichem Verzeichnis einschlägiger Schriftstellen und **vollständigem Meßtext.** Herausgegeben vom Eucharistischen Weltkreuzzug in der Schweiz. **Preis Fr. 6.50.**

Dieses Buch gibt in unaufdringlicher Weise eine Deutung der katholischen Messe und durch die Messe der katholischen Weltanschauung überhaupt. Es wird für jeden aufmerksamen Leser eine Quelle innerer Kraft, heiliger Ruhe und beglückenden Friedens bedeuten.

In allen Buchhandlungen

Verlag **Otto Walter AG** Olten

Tochter

19½ jährig, sucht Stelle in Pfarrhof auf dem Lande, neben Priester Mutter. Adresse unter 1708 bei der Expedition.

• Vergessen Sie nicht zur Weiterbeförderung Ihrer Offerte das Porto beizulegen!

Welche kath. Gemeinde oder Familie würde einem älteren Priester eine

freie Wohnung

(3—4 Zimmer) bieten, womöglich mit etwas Garten. Offerten und Konditionen erbeten an die Expedition der Kirchen-Zeitung unter Chiffre 1703.

Bleiverglasungen

neue, und Reparaturen liefert Glasmalerei **Jos. Buchert, Basel** Amerbachstraße 51 Tel. 4 08 44

Kirchenausstattungen aus

Marmor

Kalkstein, Serpentin, Sandstein. Renovationen, Aufpolieren, Ersatz. Grabmale, Gedenkplatten, Gedenktafeln.

Cueni & Cie., Laufen (B. J.)

Katholische Ehebahnung, diskret, streng reell, erfolgreich. **Kirchliche Billigung**. Auskunft durch **Neuland-Bund, Basel 15/H** Fach 35 603

G. Ulrich-von Rohr

Devotionalien

Olten Klosterplatz Tel. 5 27 39

Alle religiösen Artikel in großer Auswahl. **Belieferung von Pfarr-Missionen**

Kleines Volksmeßbuch



Von P. B o m m

| | |
|---------------------------------|----------|
| Kunstleder, biegsam, Rotschnitt | Fr. 2.60 |
| bei 10 Stück | Fr. 2.55 |
| bei 25 Stück | Fr. 2.50 |
| bei 50 Stück | Fr. 2.45 |
| Leinwand Rotschnitt | Fr. 3.10 |
| bei 10 Stück | Fr. 3.05 |
| bei 25 Stück | Fr. 3.— |
| bei 50 Stück | Fr. 2.95 |

Vorrätig in der

Buchhandlung **Räber & Cie.** Luzern

Meßwein

sowie in- und ausländische Tisch- und Flaschenweine

empfehlen

Gebrüder Nauer

Weinhandlung

Bremgarten

Beidigte Meßweinlieferanten

Kleriker-Kleidung

Springer Basel

dipl. Schneidemeister Kartausgasse 11, Kath. Gesellenhaus Telefon 3 11 57

In der »Schweizerischen Kirchen-Zeitung« inserierte und rezensierte Bücher liefert die Buchhandlung **Räber & Cie.** Luzern

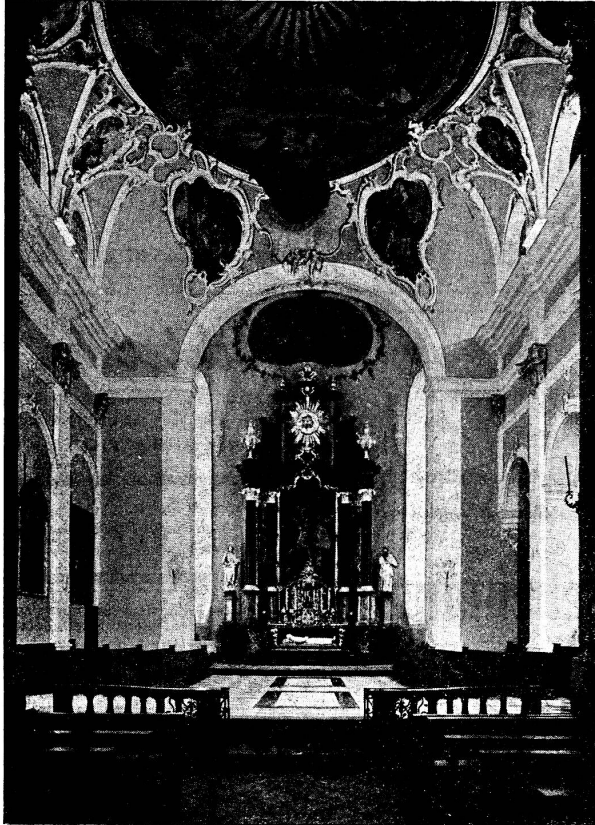
Priester-Exerzitionen

vom 11.-14. Oktober 1943

im Kurhaus Dußang Station Sirmach (Thurg.)

Telephon 6 55 13

Exerzitionenleitung: H.H. Dr. P. Fleischlin



Altar- und Kirchen-Beleuchtung mit ROVO-NEON-Fluoreszenzröhren

Die besondern Vorteile dieser neuzeitlichen Beleuchtung sind:
Anpassungsmöglichkeit der Röhren an die örtlichen Verhältnisse,
intensives, gleichmäßiges Licht mit minimalen Stromkosten

Referenz-Anlagen:
Kirche in Nyon / Le Locle
Katholisches Vereinshaus Schaffhausen
Chapelle du Scolasticat St-Maurice
Eglise St-Michel, Fribourg

Beratung und Projekte kostenlos durch:
ROVO A-G, Badenerstr. 745, ZÜRICH 9

Inserat-Annahme durch Räber & Cie. Luzern

Insertionspreis: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts.



Möchten Sie Ihre Briefmarken

verkaufen? Wir sind Ihnen dabei behilflich und verlangen für unsere Arbeit 10-15% vom Erlös. Dabei haben Sie den Vorteil, **Höchstpreise** zu erzielen, die ohne den Rat des Fachmannes nicht erreicht werden. Wir verrechnen keine Spesen, wenn kein Verkauf zustande kommt. Machen Sie mit unserem Angebot einen Versuch; es wird sich lohnen. **Wir kaufen auch fix und zahlen den Betrag sofort in bar aus.** Die Preise sind jetzt hoch, so daß für Briefmarken augenblicklich viel geboten wird. Lesen Sie einige Anerkennungsschreiben:

Arzt Dr. E.: Meine besondere Hochachtung, daß Sie die Sammlung mit höherem Preis verkauften als angesetzt war.

Nationalrat E.: 25 Jahre arbeiten wir ohne die geringste Differenz.

Staatsbeamter B.: Ich bin zufrieden.

Gardist von Rom N.: Herzlichen Dank.

Professor T.: Volle Zufriedenheit.

Direktor K.: Zu absoluter Zufriedenheit.

Auslandschweizer K.: Ich bin voll befriedigt.

Kaufmann R.: Meine Interessen wurden auf das beste gewahrt.

Ausländer Dr. P.: Volle Zufriedenheit.

Frau T.: (Sammlung aus Hinterlassenschaft.) Ich bin in jeder Hinsicht befriedigt.

ATLAS STAMP LTD.

Bahnhofstraße 74

Eingang Uraniastraße 4

Zürich

Inseratofferten, die ohne daß zur Weiterbeförderung nötige Porto bei der Expedition einlangen, erleiden Verzögerung oder bleiben liegen. Wir bitten, jedem Offertbriefe eine 20er Marke beizulegen, damit er rasch weiterspediert wird

**SCHWEIZERISCHE
KIRCHEN-ZEITUNG**

EXPEDITION RÄBER & CIE. LUZERN



L. RUCKLI JUNIOR, LUZERN

Gold- und Silberschmiedewerkstatt

KIRCHENKUNST

TELEPHON 2 42 44

BAHNHOFSTRASSE 22 a

Turmuhrenfabrik

A. BAR

Gwalt-Thun

